



dtv

Reihe Hanser



Ingeborg Gleichauf entdeckt Simone de Beauvoir für junge Leserinnen neu. Sie führt ein in Leben und Werk dieser bedeutenden Denkerin von ihrer Kindheit und Jugend über ihre Studienjahre, ihre Arbeit als Philosophielehrerin und den Beginn ihrer lebenslangen Beziehung zu Jean-Paul Sartre, die Zeit des Zweiten Weltkriegs bis zum Höhepunkt ihrer Karriere als Philosophin und Schriftstellerin, schließlich zum Verlust Sartres und Beauvoirs eigenem Tod.

Dabei setzt Gleichauf die Schlaglichter so, dass die Facetten Beauvoirs sichtbar werden, die junge Menschen besonders faszinieren: auf Beauvoirs Jugend und Studienjahre, in denen sie sensibel und zugleich vehement gegen ihr bürgerliches Elternhaus rebelliert und ihren eigenen Weg als Denkerin findet, auf ihre philosophischen und literarischen Werke, in denen sie nie allein im Theoretischen verhaftet bleibt, sondern mit Wachheit und Energie auf gesellschaftliche und politische Herausforderungen reagiert.

Eine faszinierende und streitbare Persönlichkeit wird sichtbar, die auch jenseits von Feminismus und Existenzialismus ihre Spuren in der Philosophie- und Literaturgeschichte hinterlassen hat. Spuren, die es zu entdecken gilt.

Ingeborg Gleichauf, geboren 1953, studierte Philosophie und Germanistik und promovierte über Ingeborg Bachmann. Sie arbeitet als freie Autorin und Dozentin. Ihr Buch »Poesie und Gewalt. Das Leben der Gudrun Ensslin« stieß auf große Presse- resonanz. In der *Reihe Hanser* sind etliche ihrer Bücher erschienen und lieferbar. Sie lebt mit ihrem Mann in Freiburg.

Ingeborg Gleichauf
Sein wie keine andere

Simone de Beauvoir:
Schriftstellerin und Philosophin

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Für Imogen



© 2018 [dtv](http://www.dtv.de) Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG,
München

Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky/dtv
unter Verwendung eines Fotos von akg-images/Denise Bellon

Karte: Achim Norweg

Gesetzt aus der Bembo 11/13,5'

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN: 978-3-423-62676-7

Inhalt

<i>»Bald werde ich selbst richtig leben.«</i> Kindheit und Jugend in Paris und Meyrignac (1908–1925)	7
<i>»Es kam mir vor, als spürte ich in mir eine Menge Dinge, die man sagen müsste.«</i> Wie wird man eine Selbstdenkerin? (1925–1929)	45
<i>»Nichts würde dieser Allianz den Rang ablaufen.«</i> Der Pakt (1929–1936)	79
<i>»Jeder Mensch ist für alle und vor allen verantwortlich.«</i> Die Philosophie in Zeiten des Krieges (1937–1945)	111
<i>»Wir müssen alle Gesichter der Liebe kennenlernen.«</i> Transatlantische Verzauberung (1945–1949)	149
<i>»Kaum wache ich auf, habe ich das Verlangen, sogleich nach der Füllfeder zu greifen.«</i> Eine anerkannte Schriftstellerin (1949–1959)	183
<i>»Diese Geschichte niederzuschreiben hat es mich unwiderstehlich gedrängt.«</i> Der Vorrang des Schreibens (1959–1971)	219
<i>»Schön ist, dass unsere Leben so lange harmonisch vereint sein konnten.«</i> Die Zeremonie des Abschieds (1970–1986)	253

»Solange ich lese, lebe ich in der Haut eines anderen.«

Simone de Beauvoir lesen 277

Abkürzungen 285

Zeittafel 286

Literaturliste 289

Personen- und Sachregister 293

Simone de Beauvoir in Paris.

Ein Stadtplan 296

Abdruckgenehmigung 298

Bildnachweis 298

Dank 299

»Bald werde ich selbst richtig leben.«

Kindheit und Jugend in Paris
und Meyrignac (1908–1925)



◀ *Simone (rechts) mit ihrer Mutter und ihrer Schwester Hélène, 1915*

Paris, Boulevard du Montparnasse Nr.103. An den Außentischen des *Café La Rotonde* sitzen im Mai 2005 viele Menschen, trinken völlig überteuerten Kaffee und atmen die Abgase der unzähligen Autos ein, die hupend und oft mit quietschenden Reifen über die Kreuzung preschen. Die meisten der Gäste an den Tischen scheinen Touristen zu sein. Sie haben den typischen »Ich-will-was-erleben-Blick«; manche schauen in einen Stadtführer oder schreiben Postkarten. Vielleicht berichten sie den Daheimgebliebenen davon, dass sie gerade in einem echten Existenzialistencafé sitzen und sich fühlen wie Jean-Paul Sartre oder Simone de Beauvoir, damals, als sich in solchen Cafés entschied, ob und wie die Menschen frei sein können und wenn, wie diese Freiheit zu leben wäre.

In dem gleichen Haus, in dem das *Café La Rotonde* untergebracht ist, hat Simone de Beauvoir die ersten elf Lebensjahre verbracht. Damals allerdings waren noch die Pferdekutschen in der Überzahl und die Metro war 1908 erst wenige Jahre alt. Auf den Boulevards spazierten schon zu Beauvoirs Jugendzeit viele Menschen, die Männer fast immer mit Zylinder, Melone oder Mütze, je nach Stand. Feine Herren waren mit einem Cutaway bekleidet, einer Jacke mit abgerundeten Vorderschößen, und die langen Hosen hatten die Bügelfalte nur vorn. Außerdem trugen sie einen hohen steifen Kragen, Handschuhe und einen Stock. Die elegante Pariserin betonte die schmale Taille und den Busen, indem sie sich in ein Korsett zwängte. Große Hüte mit Blumen waren in Mode und das Haar hatte man kunstvoll hochgesteckt.

Die Eltern Simone de Beauvoirs sind gleich nach der Hochzeit im Dezember 1906 in dieses Haus gezogen. Beauvoirs Vater, Georges Bertrand de Beauvoir, stammt aus einem hoch angese-

henen und dazu überaus vermögenden Geschlecht mit einem weit zurückreichenden Stammbaum. Ursprünglich lebte die Familie im Limousin im Südwesten Frankreichs. Georges Vater, Ernest-Narcisse de Beauvoir konnte sich nicht damit anfreunden, in den Tag hineinzuleben, ohne zu arbeiten, obwohl er es sich finanziell hätte leisten können. Aber er fühlte sich nicht für die Muße geschaffen und hätte nichts mit sich anzufangen gewusst, und so zog er mit seiner Frau Leontine nach Paris und nahm eine unbedeutende Stelle im Rathaus an. Man bezog eine riesige Wohnung am Boulevard Saint Germain. Alles lief nach strengen Regeln ab, wie bei allen Familien aus der Bourgeoisie, dem gehobenen Bürgertum. Die Wohnung war unterteilt in die Räume, in denen die Familie sich aufhielt, und die sogenannten Empfangsräume, zu denen auch der Salon gehörte. Hier empfing man Gäste, nichts Privates war erlaubt, nicht einmal Familienfotos durften an den Wänden hängen. Gleich und gleich traf sich an diesem Ort, und man bestärkte sich gegenseitig darin, »le grand monde« und »à la mode« zu sein, felsenfest überzeugt davon, dass dies absolut seine Richtigkeit habe und einem dieser Platz an der Spitze der Gesellschaft völlig zu Recht zustehe. Leontine liebte zwar das ruhige Dahinplätschern des Alltags und war nicht für rauschende Feste zu haben, aber da es sich nicht gehörte, sich abzuschotten, empfing sie in regelmäßigen Abständen gewisse Damen, die mit gewissen, natürlich standesgemäßen Herren verheiratet waren. Zu einem solchen Haushalt gehörten auch mehrere Dienstmoten. Für sie galt, was für die Herrschaften unmöglich gewesen wäre: Sie hatten praktisch keine Privatsphäre. Meistens wohnten sie unter dem Dach in kleinen Mansardenzimmern. Ihr Umgang wurde genauestens beobachtet, ihre Briefe gelesen, bevor sie ihnen zugeleitet wurden. Dienstmoten hatten selten Gelegenheit, nach draußen zu kommen, Menschen zu treffen, Freundschaften zu schließen, geschweige denn, einen Lebenspartner zu finden. Auch Urlaub hatten sie fast nie. Sie bekamen notgedrungen das meiste von

dem mit, was in der Familie der Herrschaften vor sich ging, gehörten irgendwie dazu, wenn auch natürlich in einer untergeordneten Position. So blieben die meisten Bediensteten unverheiratet und kinderlos.

Georges wurde als das jüngste von drei Geschwistern von der Mutter verhätschelt. Er war als Kind schüchtern und oft krank. Am liebsten saß er für sich allein in einer stillen Ecke und las Abenteuerromane. Die Eltern schickten ihn auf das angesehene Collège Stanislaus. Er war ein hervorragender Schüler und entpuppte sich außerhalb des familiären Rahmens als junger Mensch mit einem besonderen theatralischen Talent. Er gefiel sich darin, seine Mitschüler mit kleinen Darbietungen zu unterhalten. Als Georges dreizehn Jahre alt war, starb seine Mutter an Typhus. Damit änderte sich fast alles für ihn. Der Vater konnte die leere Stelle nicht ausfüllen, obwohl er sich Mühe gab. Georges Leistungen wurden schlechter, er zog sich in sich zurück. Leontine hatte unter anderem auch auf eine religiöse Erziehung geachtet, aber da Ernest-Narcisse mit dem Katholizismus und dem Glauben überhaupt nichts anfangen konnte, löste sich für den jüngsten Sohn diese Frage von selbst: Fortan interessierte er sich für Religion nicht mehr. Mehr denn je liebte er das Theater, und als die Berufsfrage anstand, wäre Georges am liebsten Schauspieler geworden, aber das lag weit außerhalb dessen, was als statthaft galt für einen jungen Mann aus der Bourgeoisie. So studierte er notgedrungen und widerwillig Jura, machte ein ordentliches Examen und fand schnell eine Stelle in einer Anwaltskanzlei, zunächst als Sekretär, bis er sich später als Anwalt mit eigener Kanzlei niederließ. George ging bereits auf die dreißig zu, als es seinem Vater dämmerte, dass es endlich an der Zeit sei, diesen Sohn zu verheiraten. Der älteste Sohn und die Tochter waren bereits in guten Händen. Er machte sich auf die Suche nach einer geeigneten Kandidatin und fand sie schließlich auch aufgrund des weitverzweigten Beziehungsnetzes, in dem Leute wie er ihre Fäden zogen. Ein Mädchen aus der Provinz,

Françoise Brasseur, schien ihm die Passende zu sein für Georges, der übrigens im Ruf eines Charmeurs stand.

Françoise Brasseur kommt aus einer sehr wohlhabenden und einflussreichen nordfranzösischen Familie. Ihr Vater, Gustave Brasseur, ist Bankier in Verdun und geht in diesem Beruf ganz auf. Seine Frau, Lucie Moret, stammt aus einem noch vermögenderen Haus, zeichnet sich aber durch eine große Zurückhaltung aus. Gustave hat sie sozusagen aus dem Klosterinternat heraus geheiratet. Was sie dort gelernt und verinnerlicht hat, hat sie an ihre Kinder weitergegeben. An erster Stelle hat der Glaube an Gott und der Dienst an der katholischen Kirche zu stehen, so hat man es ihr beigebracht. Dann hat man sich als Frau zurückhaltend und bescheiden zu benehmen und die Position des Mannes als des Oberhauptes der Familie zu respektieren. Niemals hätte Lucie die Grenzen der bestehenden Ordnung, des Standesbewusstseins und der Religiosität übertreten. Ihre ganze Hingabe und zärtliche Fürsorge verschwendete sie an ihren Mann. Für die Kinder blieb an Emotionalität nicht viel übrig. Françoise besuchte ebenfalls eine Klosterschule wie ihre Mutter. Sie lernte sehr gern, war eine konzentrierte, intelligente und wissbegierige Schülerin. Mit ihrer Lehrerin, der Äbtissin Mutter Bertrand, hat sie das große Los gezogen. Sie förderte das begabte Mädchen und Françoise hing an ihr mehr als an den strengen Eltern. Sie konnte sich sogar vorstellen, einmal selbst in dieser Klosterschule zu unterrichten, aber schon der Gedanke daran wurde von Lucie Brasseur unterbunden. Es war sozusagen bei der Geburt von Françoise bereits beschlossene Sache, dass ihr Lebenssinn einzig darin liegen würde, standesgemäß zu heiraten und Kinder zu bekommen. Georges de Beauvoir erschien den Eltern Brasseur eine angemessene Partie für ihre Tochter, und Georges wiederum konnte sich gut vorstellen, ein schüchternes Mädchen aus der Provinz zu heiraten, das noch dazu hübsch ist. Er würde es einfach haben mit ihr. Man arrangierte die erste Begegnung der beiden im Badeort Houlgate. Françoise war nicht allein,

sondern mit anderen Klosterschülerinnen zusammen. Auch das entsprach den Gepflogenheiten. Allerdings scheint sich Françoise sogleich in den charmanten jungen Mann verliebt zu haben, denn es folgte eine Verlobungszeit, die ausgefüllt war mit freudiger Erwartung. Nach der Heirat bezogen sie die Wohnung am Montparnasse.

Vom Balkon aus kann man auf die verkehrsreiche und von Fußgängern überfüllte Kreuzung des Boulevard Raspail und des Boulevard du Montparnasse hinunterschauen. Die Wohnung liegt hoch oben, direkt über den Baumwipfeln. Sie ist prächtig ausgestattet. Da ist ein wunderbarer dicker, roter Teppich, das Speisezimmer ist in Rot gehalten, die Glastüren sind mit roten Seidenvorhängen verkleidet. Das Arbeitszimmer des Hausherrn hat ebenfalls rote Vorhänge an den Fenstern, aber die Möbel sind aus schwarzem Birnbaumholz. Alles ist so, wie es sein muss, stan-



Boulevard du Montparnasse 103: Simone de Beauvoirs Geburtshaus, unten das Café La Rotonde

desgemäß, ordentlich, edel. Das weitere Leben scheint wie ein makelloser Teppich vor dem Ehepaar ausgebreitet zu sein. Man würde Kinder bekommen und sie in genau dem Geist erziehen, in dem man selbst erzogen wurde. Sie würden Eliteschulen besuchen und wie ihre Eltern standesgemäß heiraten. Sollten Jungs geboren werden, so würden die zudem hervorragende Berufe ergreifen.

Es ist eine abgeschlossene Welt, in die zwei Jahre nach der Hochzeit, am 9. Januar 1908, das erste Kind, ein Mädchen, geboren wird. Man tauft es auf den Namen Simone-Ernestine-Lucie-Marie-Bertrand de Beauvoir. Von Anfang an wird sie aber einfach Simone de Beauvoir genannt.

Die gesellschaftlichen Verpflichtungen und die Versorgung ihres Gatten nehmen Françoise sehr in Anspruch. Simone bekommt ihr weißes Gitterbettchen in das Zimmer des Dienstmädchens Louise gestellt. Diese versorgt das Kind, auch wenn die Mutter den Speiseplan selbst zusammenstellt, denn auf gesunde Ernährung legt sie großen Wert. Louise bringt Simone jeden Abend zu Bett. Danach bereitet sie deren Eltern das Essen. Es ist ein anstrengendes Arbeitspensum, das die Dienstbotin Tag für Tag zu bewältigen hat. Monsieur und Madame de Beauvoir genießen den Abend unbeschwert mit Sticken und Lesen.

Im Sommer 1909 macht Gustave Brasseurs Bank Pleite. Der Vater von Françoise muss sogar für 13 Monate in Untersuchungshaft. Danach zieht er mit seiner Frau und der Tochter Thérèse weg aus dem pompösen Haus in Verdun, das nun nicht mehr zu halten ist, nach Paris ganz in die Nähe der de Beauvoirs. Das bringt Veränderungen mit sich, in deren Genuss eine kleine Person ganz besonders kommt: Alles dreht sich nun um Simone. Jeden Donnerstag gibt es ein Essen bei den Großeltern. Köstliche Dinge wie Pudding mit Fruchtsaft stehen auf dem Tisch. Die Großmutter mag Süßes: Wie schön für ihre Enkeltochter. Beide Großeltern verhätscheln sie, während die Mutter alles tut,



Notre-Dame-des-Champs

um bei der Erziehung nur ja nichts falsch zu machen. Dabei darf die religiöse Komponente von Anfang an nicht zu kurz kommen. Regelmäßige Kirchenbesuche gehören zu Simonés Kinderalltag. Um die Ecke liegt die Kirche Notre-Dame-des-Champs. »Sobald ich gehen konnte, hatte Mama mich in die Kirche mitgenommen«, erinnert sie sich, »sie hatte mir, in Wachs, aus Gips geformt, an die Wände gemalt, die Bilder des Jesuskindes, des Herrgotts, der Jungfrau Maria, der Engel gezeigt, von denen einer sogar ganz ähnlich wie Louise speziell meinem Dienste zugeteilt war.« (*Töchter* 11) Françoise ist bestrebt, das weiterzugeben, wovon sie selbst überzeugt ist, und da steht eben an erster Stelle die überragende Bedeutung der katholischen Kirche. Ihr Mann Georges hat in dieser Hinsicht wenig beizutragen. Mit seinen Ideen zum Individualismus und einer freidenkerischen Lebenseinstellung kommt er schlecht an bei Françoise. Im Übrigen gehört es in Frankreich zu dieser Zeit fast zum guten Ton, dass die Frauen sich um die Religion kümmern und die Männer nicht viel davon wissen wollen. Auch wenn

Georges im Prinzip der Meinung ist, dass der Mann die Frau zu formen habe und dass diese keinerlei eigene Meinung zu haben brauche, zieht er sich im Bereich Religion dezent zurück und überlässt Françoise das Feld.

Simones Mutter liest natürlich vor allem religiös fundierte Bücher über Kindererziehung. So weiß sie, was von ihr als katholischer Mutter erwartet wird, und befolgt alle Regeln aufs Sorgfältigste. Spielzeug und Bilderbücher werden gezielt gesucht. Die Welt ist aufgeteilt in Gut und Böse, rechtschaffen und übermütig, ernsthaft und frivol. Ein Dazwischen gibt es nicht, man hat sich ein für alle Mal zu entscheiden, und das so früh wie möglich. Am besten, die Eltern entscheiden für ihre Kinder gleich mit, dann kann gar nichts schiefgehen.

Als am 9. Juni 1910 eine zweite Tochter, Henriette-Hélène, geboren wird, ändert sich für Simone nicht viel. Sie steht weiterhin im Mittelpunkt des Interesses. Hélène, die bald jeder Poupette nennt, ist von Anfang an ein stilles Kind, während ihre große Schwester schnell in Wut gerät und alles daransetzt, ihren Willen durchzusetzen.

Der Alltag der beiden Mädchen ist streng durchorganisiert. Jeden Sonntag geht die Familie zur Kirche. Simone kann schon selbst laufen, Poupette wird von der Mutter getragen. Danach ist ein Mittagessen bei den Großeltern Brasseur angesagt. Natürlich sitzen die Kinder anständig auf ihren Stühlen, es gibt kein Herumgezappel bei Tisch, sondern höfliche Zurückhaltung und perfektes Benehmen. Alles hat seine Zeit und seinen Ort und bei Tisch wird gegessen und sonst nichts. So ist das nun mal üblich.

All das gute Benehmen ist natürlich auch eine Maske. Kinder machen Entwicklungen durch und ihr erwachendes Ich will beachtet sein. Und so gehorcht Simone irgendwann nicht mehr jederzeit und erlebt die sogenannte »Trotzphase« in einer nicht gerade milden Form. Das ist nichts Besonderes und spricht für eine gesunde Psyche. Die Strenge der Eltern und der erhobene



Aufbruch der Familie Beauvoir von La Grillère nach Meyrignac, 1911

Zeigefinger von Louise verlieren in gewissen Momenten alle Macht. Es kann sich um eine Kleinigkeit handeln, etwa eine Ermahnung bei Tisch. Simonnes Gesicht färbt sich rotviolett, sie wirft sich auf den Boden und brüllt mit aller Kraft. Niemand vermag sie zu stoppen, die anderen Leute im Raum schauen befremdet, bedenken die verantwortlichen Erwachsenen mit vorwurfsvollen Blicken. Sie scheinen zu denken, man habe dem armen Kind etwas zuleide getan. Dass Simone sich aber auch in der Öffentlichkeit so aufführen muss! Zu Hause kann es ja noch angehen, aber vor aller Augen, nein, wie peinlich! Den Eltern bleibt nichts anderes, als sich geschlagen zu geben. Der Vater reagiert sogar mit einem gewissen Stolz und interpretiert Simonnes Wutanfälle als Zeichen eines durchaus auch positiv zu wertenden Eigensinns. Eine standesgemäße Äußerung ist das natürlich nicht, aber man merkt, dass das Talent zum Schauspieler aus diesem Vater spricht. Die Trotzanfälle haben ja mit Sicherheit etwas von einer Inszenierung, auch wenn das Kind es nicht bewusst tut. Aber Françoise erzieht in der Hauptsache die Töchter und sie hat ganz entschieden etwas gegen Wutanfälle und jede

Art von unangemessener Theatralik bei Kindern. Da hilft nur die Bestrafung: »... man packte mich, sperrte mich in die dunkle Kammer, wo sonst nur Besen und Staubwedel waren; ich stieß dann mit Händen und Füßen zum mindesten gegen wirkliche Wände, anstatt mit ungreifbaren Willensäußerungen in Konflikt zu geraten.« (*Tochter 14*)

Sich ein wenig austoben und ausgelassen sein dürfen die Großstadtkinder für ein paar Wochen im Sommer auf dem Landgut des Großvaters väterlicherseits in Meyrignac. Besonders Simone mag Ernest-Narcisse sehr gern. Sie schaut ihm fasziniert zu bei der Pflege des Gartens. Man erkennt sofort, dass der alte Mann mit seinen Pflanzen innig verbunden ist. Es macht ihm Freude, die Enkelinnen in die geheimnisvolle Welt der Bäume und Blumen einzuführen, sie lernen fantastische, fremd klingende Namen kennen, denn der Großvater macht sie bekannt mit den lateinischen Fachbegriffen.

Simone liebt die Natur und die Bewegung draußen. Sie genießt die Farben, den Blick aus dem Fenster ins Freie, die Spiele mit Vetter und Cousine. Schon die Fahrt mit der Kutsche vom Bahnhof zum Gut ist jedes Mal eine Wonne. Für ein Stadtkind gibt es hier in Meyrignac unendlich viel zu sehen: herrliche Bäume wie zum Beispiel Zedern, Trauerweiden, Zwergbäume, Blutbuchen, alle Arten von Blumen und Gebüsch, Pfauen, Goldfasane, künstliche Wasserfälle, Seerosen und Goldfische. Simone kann sich nicht sattsehen. Sie ist ein Augenschmuck, das zeigt sich nicht nur in den Ferien auf dem Land.

So gehört es zu ihren Hauptvergnügen, in der elterlichen Wohnung in Paris vom Balkon aus die Fußgänger unten auf der Straße zu beobachten. Woher kommen diese Leute, wohin eilen sie? Was mag in all diesen Menschen vorgehen, woran denken sie gerade? In diesen ersten intensiven Blick auf die anderen wird sich einiges von dem mischen, was Simone in den Geschichten gehört hat, die die Mutter vorliest. Vielleicht denkt sie bereits jetzt darüber nach, was sich an Gutem oder Bösem zutragen

könnte im Leben der Vorübergehenden. Vielleicht überlegt sie sich, ob die Männer und Frauen denn alle nach den Regeln leben, die sie durch die Kirche kennenlernt. Es werden bunte Bilder sein, die hinter der Stirn des Mädchens spielen, Mischungen aus dem direkt Gesehenen und den Vorstellungen und Fantasien eines Kindes.

Für Simone steht das rege Treiben auf den Straßen in Kontrast zum Familienalltag. Hier herrscht eine seltsame Kargheit und Fantasielosigkeit. Alles, was den privaten Bereich betrifft, ist fast spartanisch: die bescheiden eingerichteten Zimmer, einfache Kleidung, die schönen Puppen unter Verschluss in Schränken, fast keine Spielsachen. Die beiden Schwestern müssen sich selbst etwas ausdenken. Sie machen aus fast nichts viel, erfinden eine Geheimsprache, um der Beobachtung durch die Eltern zu entkommen, und erfinden Spiele, die ohne Kulissen und andere Dinge auskommen. Den Stoff ziehen sie vor allem aus den Geschichten, die sie erzählt bekommen. Die Mutter bevorzugt Heiligenlegenden, ein spannender Stoff für die Einbildungskraft der Kinder. Simone übernimmt gern die Rollen von Märtyrern oder Heiligen. Ihre Schwester nutzt diese Situation manchmal aus, um sich ein wenig an der Lieblingstochter der Eltern zu rächen. Eine Märtyrerin kann man schon ein bisschen quälen, das gehört dazu. Im Spiel hat sie Macht über Simone. Richtig ernst wird es mit den kindlichen Machtspielchen aber nie. Die beiden halten zusammen und bilden ein Bollwerk gegen die Strenge des Elternhauses. Es gibt viele kleine Dinge, die man am besten vor den Erwachsenen geheim hält, auch wenn das bei einer Mutter wie Françoise mit ihrem Späherblick schwierig ist. Dass ihre Position die stärkere ist, weiß Simone gleichwohl: »Dank meiner Schwester – meiner Komplizin, meiner Untertanin, meinem Geschöpf – bestätigte ich mein unabhängiges Selbst. Es ist klar, dass ich ihr eigentlich nur eine Art von ›Gleichheit in der Andersartigkeit‹ zuerkannte, was ebenfalls eine Form ist, sich den Vorrang zu sichern.« (*Tochter* 45)

Mit fünfzehn Jahren kommt Simone in die Schule. Es muss für ihre Eltern unbedingt eine Privatschule sein. Georges ist der Meinung, seine Töchter sollten davor bewahrt werden, mit Mädchen einer niedrigeren Gesellschaftsschicht in Kontakt zu kommen. Eigentlich sind staatliche Schulen nämlich auch in den höheren Kreisen mittlerweile anerkannt, aber nicht ausschließlich Kinder aus der Bourgeoisie besuchen sie, was Georges und Françoise Sorge bereitet. Die Eltern entscheiden sich für die Schule *Cours Adeline Désir*. Es ist keine Klosterschule, aber dennoch eine katholisch ausgerichtete Anstalt, die es sich zum Ziel gesetzt hat, den Mädchen eine hohe moralische Erziehung angedeihen zu lassen. Wissen und Bildung sind eher zweitrangig. Gerade danach aber sehnt sich die intellektuell schon sehr reife Simone. Von Moral hört sie zu Hause genug, jetzt sollte eigentlich etwas anderes im Vordergrund stehen. Sie möchte viel lernen, endlich ein paar Stunden allein sein können, um zu genießen, dass sie nun lesen und schreiben und einen Teil des Tages außerhalb des Elternhauses verbringen kann. Zwar überwacht die Mutter die Hausaufgaben und hört Simone ab, aber sie hat keine Macht darüber, wie ihre Tochter das Gelesene und Gelernte verarbeitet. Simone hat einen starken Sinn für die sichtbare Wirklichkeit. Sie ist keine Träumerin. Ihr Blick vom Balkon auf das Treiben entlang des Boulevards ist kein Blick in ein Traumreich oder eine fantastische Landschaft, sondern bezeugt ihre Neugierde nach Realität, ihren Hunger nach dem prallen alltäglichen Leben der Menschen. Das Wunderbare oder Übernatürliche, das sie aus den Geschichten der Mutter kennt, fordert ihren noch kindlichen Verstand heraus. Doch diese Geschichten genügen ihr nicht mehr, jetzt in der Schule ist sie begierig nach Lernen und nach dem Gespräch über den Lernstoff. Sie stellt unentwegt Fragen, schaltet nicht ab oder träumt vor sich hin, sondern ist beispielsweise fasziniert von den Karten im Atlas: »Die Einsamkeit der Inseln, die Kühnheit der Kaps, die Zerbrechlichkeit der Landzungen, die die Halbinseln mit dem